Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Lampert, Friedrich: Aus der holländischen Hauptstadt. 2.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Visual Library

genomen, welches sie zu grossen spott haben horn und sehen mussen." Alle diese Nachrichten kehren ähnlich in den gedruckten Leipziger Chroniken wieder. Daneben finden sich auch vereinzelte Fälle, in denen das Planck'sche Tagebuch von den Nachrichten der Chronisten abweicht. Diese hier weiter zu verfolgen, würde jedoch dem Zwecke der vorliegenden Mittheilungen nicht entsprechen.

G. Wustmann.

Aus der holländischen Hauptstadt.

Von Friedrich Lampert.

2.

Es ist schwer, unter dem vielen Vortrefflichen, was uns die Wände des Haager Museums von holländischer Malerei, der ebenbürtigen Schwester der vlämisch-brabantischen Malerschule, zeigen, das Vortrefflichste, herauszuheben; denn da müßten wir von den köstlichen Genrestücken Tenier's, Steen's und Jerburg's den duftigen frischen Landschaften Wouvermann's, vor allem von dessen „Heuwagen", nicht loskommen können; allein drei Bilder verdienen doch die größte Aufmerksamkeit, wenn sie gleich in ihren Vorwürfen weit auseinandergehen. Der des einen möchte im ersten Augenblicke sogar etwas abstoßend wirken, so naturwahr ist er: auf dem Sezirtische liegt ein Leichnam, Professor Tulp ist gerade im Begriff, seinen Schülern seine Kunst daran zu lehren. Es ist Rembrandt's „Anatomie", man könnte sagen, nicht nur ein gemaltes, sondern auch ein anatomisches Meisterstück: der Tod lebt auf ihm. Wohlthuender für das Auge, weil es hier nicht nur künstlerisch, sondern auch aus dem Herzen heraus das Bild ansehen kann, lächeln uns im zweiten Saal des großen Rubens seine von ihm gemalten zwei Gattinnen, Katharina Brintes und Helene Formann, entgegen, die beiden schönen, lebensfrischen, stets und also auch hier, im prächtigsten Colorit gehaltenen Frauengestalten, denen man in den Niederlanden so häufig, in Museen und Kirchen, in weltlicher und in Madonnenbildung begegnet.

Und nun stehen wir vor dem eigentlichen „Löwen" des Haager Museums, der aber ein Stier ist, Paul Potter's Meisterwerk, abgeschätzt zu 60,000 Gulden. Unter allen holländischen Bildern haben mich die am meisten gefesselt, in denen die Maler, sei es nun in Landschaft oder Historie, echt holländisch, das ist, aus der Landesstimmung und -Individualität heraus, gemalt haben. Ein Landschaftsmaler kann sich in jede Landschaft hinein-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

denken — wahrhaft, mit dem Instinkt der Wahrheit, ganz naturgetreu, wird er nur diejenige wiedergeben, die ihm als die heimatliche, schon als Kind vertraut war, deren Perspektive sozusagen mit ihm geboren ist. Wie Achenbach, Gude, Calame nur dann ganz in ihrem Elemente sind, wenn sie niederdeutsche, norwegische, schweizerische Landschaften malen, so ist auch jener Potter'sche Stier nicht nur als Thierstück, sondern auch deshalb so einzigartig, weil der Meister auf diesem Bilde seine heimatliche Luftperspektive, wie sie durch die ins Endlose sich ausdehnenden Grasflächen, den darüber ausgespannten unabsehbaren Horizont und die diesen bedeckenden von dem Moor aufsteigenden wandelbaren, grotesken Wolkenbildungen bedingt ist, in ihrer innersten und eigensten Lebensregung dargestellt hat. Der Fürst der holländischen Weiden ist in Lebensgröße gemalt; man kann sich lange nicht mit dem Gedanken vertraut machen, daß das nur Thierleben auf Leinwand, daß der dummdreiste Blick, der uns anstiert, nicht wirkliche Natur ist.

Die genannten drei Bilder allein nehmen schon viel Zeit in Anspruch und wir haben wenig mehr für die andern Abtheilungen des Museums übrig: für das „Kuriositäten"- und das „historische Reliquienkabinet". In ersterem entfalten China und Japan in außerordentlicher Vollständigkeit ihr eigenthümliches, so schroff isolirtes und doch so kultivirtes Leben vor den Augen des neugierig in die Heimlichkeiten des Reiches der Mitte eindringenden „Barbaren". Durch die Zwischenstufe einer reichhaltigen, die ganze Erde umfassenden ethnologischen Sammlung gelangen wir nun noch in die historische Abtheilung, um hier im Beschauen des Einfacheren, aber ungemein Werthvollen theils das Auge von dem Gewirre des vorher Gesehenen ausruhen zu lassen, theils das Gemüth und den Geist in ernster Betrachtung zusammennehmen zu können. Hollands Geschichte kann hier in den Reliquien ihrer wichtigsten und ruhmreichsten Kapitel gelesen werden, im Geusenbecher und Geusennapf sowohl, als in dem Degen des tapfern Lieutenants van Speyk, der 1831 bei Antwerpen sein Kanonenboot in die Luft sprengte, um die holländische Flagge vor Beschimpfung zu retten. An keinem Gegenstand aus all den verschiedenen Zeiten und Begebenheiten aber wird man mit größerer Theilnahme verweilen, als bei jenem Koller von glattem grauem Leder, der, von zwei Kugeln durchlöchert, noch die Spuren des Pulvers und Blutflecken zeigt. Das Pistol, das dieses Blut fließen machte, und die beiden unheilvollen Kugeln liegen daneben — die Kugeln, welche die Brust Wilhelm's von Oranien durchbohrten.

Nach dem Museum mögen noch die „nautischen" Sammlungen des Marineministeriums und das Münz-, Medaillon- und Cameenkabinet in der Bibliothek genannt werden. Die antiken Gemmen des letztern gehören zu den seltensten und schönsten der Welt. Goethe hatte durch den bekannten Alterthumsforscher

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Hemsterhuis und die Fürstin Galitzin Gelegenheit, einen Theil dieser Steine näher zu untersuchen, und bei ihm kann man nachlesen, wie er einen Kopf des Herkules, einen gegen eine Bachantin etwas zudringlichen Faun, eine Maske mit langem Bart und zierlich aufgebundenen Haaren, eine auf dem Löwen reitende Cybele, den einen Greifen aus seiner Felsenhöhle hervorziehenden Giganten u. a. m. als vorzüglich bezeichnet. Dieselbe Bibliothek, welche die oben genannte Sammlung herbergt, bewahrt außer vielen sonstigen literarischen Schätzen besonders interessante Gebetbücher, so die der Maria von Medicis, der Katharina von Aragonien, vor allem aber das Philipp's des Guten von Burgund, dessen Grau in Grau gemalte Miniaturen, theilweise wenigstens, von Hemling sind und darum verdienen, von jedem Kunstfreunde genau betrachtet zu werden.

Eine Residenzstadt ohne Denkmäler wäre ein abnormes Ding. So hat auch der Haag seine Monumente, und zwar eins auf dem Plein, das „das dankbare Volk" „dem Vater des Vaterlands", Wilhelm von Oranien errichtet hat. Es ist von Royer entworfen, aber weniger gut ausgeführt: die Haltung des Fürsten, dessen leise gehobener Finger den „Schweigsamen" deuten soll, ist tendenziös und schielend. Glücklicher stellt sich das andere Denkmal dar, ein Reiterbild, welches König Wilhelm II. ebenfalls dem Oranier, seinem großen Ahnen, — „Gubernatori Rex" lautet die Inschrift — auf dem Nordrande setzen ließ. Letzteres wird von den Palästen zweier Könige eingeschlossen, von dem des regierenden, ihm gegenüber, und dem des verstorbenen, ihm im Rücken. Durch ein Gartenthor sieht man zu diesem hinein, das sich in gelungenem gothischen Style erhebt. Lieber weilt auf ihm das Auge, als auf seinem Gegenüber und Gegenstück, denn die Residenz des Königs der Niederlande kann nicht gerade zu den Prachtexemplaren von Königsschlössern gerechnet werden.

Zwischen beiden Schlössern führt die Straße nach Scheveningen. Noch erfüllt von dem wirklich Schönen, das man im Haag gesehen, tritt man hinaus — und da ist man in dem kleinen Fischerdorfe, und auf einmal ist die Herrlichkeit der Residenz vor ihm erblichen, denn was dort flutet und wallt — ist das ewige Meer.

Es ist noch sehr früh am Tage. Allein in den ersten Morgenstunden muß man da hinaus, wenn der Thau auf dem Rasen der Gärten blitzt, welche zu Anfang die Straße besäumen, wenn die goldnen Sonnenlichter noch nicht so glühend durch das Lindendach brechen, das sich in der prachtvollen dreifachen Allee, welche Karl von Hirc angelegt, uns zu Häupten wölbt, und schon von fern her ein Hauch frischer Seeluft weht. Da geht es sich so angenehm auf dem glatten Klinkerwege, und ehe man es vermuthet, sieht man weiße Häuser freundlich durch das Grün schimmern und steht vor dem

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

vielgesuchten Dorfe. Es sieht allerdings mehr einem Städtchen gleich, und wenn es auch nicht 6000 Einwohner zählt, so geben doch seine schmucken Ziegelhäuser mit den Blumen an den Fenstern und den grünen Bänken vor den Thüren eine allerliebste Verschmelzung städtischen und ländlichen Ansehens. Auch da scheint es noch still zu sein; wir schreiten die ganze Länge des Ortes durch bis dahin, wo sich der spitze, einst die Mitte des Dorfes kennzeichnende Leuchtthurm nun am äußersten Rande erhebt und die jenes vor dem Meere schützende Dünenkette auftaucht. Der Boden steigt gegen die hohen, nur das dürftige Binsengrün zeigenden Sandhügel mälig an, bis sich zwischen ihnen ein breiter Durchschnitt öffnet, jenseits dessen es wie ein dunkler Schleier auf und nieder wallt. Wir wissen, was das ist; und wenige Schritte noch — wir sind auf der Dünenhöhe: ein freudig Willkommen tönt aus jubelndem Herzen „Thalatta Thalatta, du ewiges Meer!"

Ja, dort hinaus, so weit das Auge reicht, steigen und fallen die Wellen, flutet die mächtige Nordsee — das deutsche Meer. Der Strand ist flach und eben, allein dennoch branden die Wogen mit tosendem Gebrause an und schleudern die Schaumkronen zischend empor: die Nordsee ist eben ein gewaltig Ding, lange nicht so ruhig und sanft, wie ihre Schwester droben in den grünen Buchten von Putbus, oder gar erst die von der Sonne des Südens warm geküßte und verwöhnte Adria. Und darum erfaßt sie uns auch ganz anders, viel kräftiger und stärker in ihren Armen, in die uns zu werfen wir keinen Augenblick zögern. Der hochrädrige Badekarren führt uns hinein in die Wogen: der Führer klopft an die dünne Wand, zum Zeichen daß er mit dem Pferde an das Ufer zurückkehrt und uns allein mit Wind und Meer läßt. Nun rasch die Wassertoilette gemacht und dann hinaus auf die kleine Treppe, auf die schon die Wellen lockend heraufkommen, uns zum Tanze oder auch zum Kampfe mit ihnen zu laden, und nun kühn und beherzt, gern und willig, hinab zu ihnen, hinein in sie! Sie lohnen solch freudiges Entgegenkommen, immer schmeichelnder und wonniger wird ihr Spiel und gerade dann, wenn sie einen ganz in ihren süßschaurigen Umarmungen begraben — nur mit Mühe reißen wir uns aus ihrem Zauberbanne los, nur die Stunde ersehnend, wenn es wieder uns umfangen soll.

Sowie wir aus dem Badekarren wieder ans Land gestiegen sind, sehen wir nun auch allenthalben reges Leben und Treiben erwacht; die mannigfaltigsten Bilder eines Seebades rollen sich am Strande und draußen auf der See auf. Wir beobachten sie, indem wir auf der Terasse des schönen Kurgebäudes unser Frühstück nehmen. Draußen auf dem Meere schwimmt die kleine Fischerflotille der Scheveninger mit dem Fange der Nacht der Heimkehr zu. Eine Barke segelt der andern voran und legt bald am Rande an. Gleich darauf tönt der helle Klang eines metallnen Beckens an unser Ohr: der Ausrufer der Fischver-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

steigerung ladet männiglich zu diesem originellen, Scheveningen eigenthümlichen Schauspiele ein. Der Fischer hat seine Beute auf dem Strande in schönster Ordnung aufgelegt: Schellfische, Turbot, Schollen und alle die Meerwunder; die Kauflustigen, Mannen und Weibsen, umfassen sich wie zum Reigen, machen so ein paarmal die Runde um die Kostbarkeiten, versichern sich genau der Preiswürdigkeit, und die Versteigerung beginnt. Es wird nicht auf- sondern abwärts geboten und den zuletzt haltenden zugeschlagen. Der Kreis löst sich, der Käufer sortirt seine Waare, bringt sie in Körben geschichtet in das Dorf und dort erwarten sie schon handfeste Weiber, um sie auf dem Kopfe oder auf von Hunden gezogenen Karren vollends nach dem Haag zu bringen. Vielleicht finden wir dort im Gasthofe zu Mittag einen dieser vor unsern Augen verauktionirten Turbots u. s. w. wieder — bis dahin aber bringen wir noch unsern Vormittag in Scheveningen zu, sammeln am Strande die reichlich ausgeworfenen Muscheln und erleben alles das mit, was zu einem Seebadmorgen gehört.

Und des Abends kehren wir wieder aus der Stadt zum Meere zurück. Da liegen dann die Fischerbarken alle miteinander vor Anker; die Besitzer derselben, wetterharte, kräftige Gestalten, stehen am Strande; auf der Terasse sitzt die ganze Nobility der Saison. Das Meer wallt und leuchtet in den wechselndsten Abendlichtern, die sinkende Sonne gibt ihm den Scheidekuß. Auf dem weiter seewärts stehenden Leuchtthurm sind schon die Laternen angezündet. Zu ihm steigen wir noch hinauf, um hinüberzuschauen über die kahle, traurige Dünenwüste, aus der oasenähnlich das Dorf auftaucht, dessen Kinder lärmend und lachend in den Hügeln spielen, am längsten aber hinauszusehen vermögen in das nachtdunkle Meer, dessen Schiffe längst dem Blicke verborgen sind, dessen Schlummerathmen auch die allmälig rings anbrechende Stille durchtönt und über das der die Wolken durchbrechende Mond sein bleiches Licht hinstreichen läßt.

Vom preußischen Landtag.

Berlin, den 30. April 1876.

Die Sitzungen des Abgeordnetenhauses vom 24. und 25. April, in denen lediglich technische Gegenstände zur Berathung standen, geben uns keinen Anlaß zur Berichterstattung. Aber die Sitzung vom 26. April zeigte eine jener Haupt- und Staats-Aktionen, wie solche seit dem großen Zug des deutschen Staatslebens in charakteristischer Fülle uns fast schon zur Gewohnheit

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG